



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Graf Bülow als „Gegner“ von Repressivgesetzen. Die „Frankfurter Zeitung“ stellt die Behauptung auf, daß der Reichstanzler ein Gegner von Repressivgesetzen sei. Eine solche Behauptung in solcher Allgemeinheit auszusprechen, ist wohl weder sachlich zutreffend noch politisch ganz unbedenklich. Vor allem deshalb, weil damit der Sozialdemokratie und dem Anarchismus, der ja auch in Deutschland sein Wesen treibt, ein Freibrief ausgestellt würde, von dem Graf Bülow sicherlich sehr weit entfernt ist. Er hat sich für einen Gegner einer „nervösen Gesetzgebung“ erklärt, d. h. einer solchen, die ab irato gemacht wird. Solche Gesetze leiden meist an dem Fehler, daß die Ausführung eines ihnen zugrunde liegenden an sich richtigen Gedankens schließlich in den Händen des Gendarmen oder des Schutzmanns bleibt. Man hat das an der Maigesetzgebung gesehen, die durch jenen rheinischen Priester zu Fall gebracht wurde, den ein Gendarm an sein Pferd gebunden hatte. — Graf Bülow hat sich ferner dagegen ausgesprochen, seinerseits im Reichstage Repressivmaßnahmen zu beantragen, für die mit Sicherheit nicht auf eine Mehrheit zu rechnen sei. Maßgebend für ihn ist dabei weniger die Abneigung gegen Repressivmaßnahmen an sich als gegen Vorlagen, deren Ablehnung die Regierung der Sozialdemokratie gegenüber von neuem einer Niederlage aussetzen und damit das Übel nur verschlimmern würde. Wenn dagegen ein dahingehender konservativer Antrag die Zustimmung der Mehrheit, des Zentrums und der Nationalliberalen, finden sollte, so besteht gar kein Zweifel, daß der Bundesrat, also auch die durch den Grafen Bülow vertretene Stimme Preußens, ihm zustimmen würde. Aber soweit sind wir noch nicht. Jedenfalls ist es besser, keine solchen Maßnahmen zu beantragen, als gegen eine durch Zentrum, Liberale und Sozialdemokraten gebildete Mehrheit damit zu unterliegen.

Nun kann man ja mit einigem Anschein von Recht einwenden: Fürst Bismarck dachte anders, er stand auf dem Standpunkt, die Regierung habe nach ihrer Überzeugung ihre Schuldigkeit zu tun; lasse der Reichstag sie dabei im Stich, so sei sie doch vor ihrem Gewissen und vor der Geschichte gerechtfertigt und im Besitz einer vollwertigen Quittung. So konnte, so mußte Bismarck handeln. Bismarck blieb eben Bismarck, auch wenn der Reichstag ihm zehn Vorlagen abgelehnt hätte. Solche Stöße konnten ihn in seiner großen historischen Stellung und Bedeutung nicht berühren, er blieb nach wie vor der Schöpfer des Reichs, Deutschlands schaffende Kraft und das Zünglein an der Wage der europäischen Politik. Seine Autorität im Lande hätte nicht die geringste Einbuße erlitten. Das ist noch so geblieben, als er längst nicht mehr im Amte war. Denn als zum achtzigsten Geburtstag der Reichstag ihm den Ehrenruß versagte, wurde Bismarcks geschichtliche Gestalt dadurch nicht verkleinert, sondern sie stieg mächtig in die Höhe, soweit das überhaupt für sie noch möglich war. Aber die Nachfolger Bismarcks sind eben seine Nachfolger. Sie können für sich nicht die welthistorischen Verdienste in Anspruch nehmen, die ihm eine Stellung hoch über allen Staatsmännern und Parlamenten anwiesen. Parlamentarische Niederlagen in so vitalen Fragen haben vielmehr für die heutige Regierung, ganz abgesehen von der persönlichen Seite, haben vor allem auch für die Krone eine schwere sachliche und prinzipielle Bedeutung. Graf Bülow würde schwerlich die bürgerlichen Parteien so fortgesetzt und dringend zur Einmütigkeit und zum Zusammenhalten ermahnen, wenn ihm nicht daran läge, hinter sich endlich eine festgeschlossene und entschlossene Majorität zu wissen, an deren Spitze er im gegebenen Augenblick handeln kann.

Die Regierungsautorität in politischen Existenzfragen schweren Niederlagen auszusetzen, würde sehr unweise sein, jede solche Niederlage bedeutete einen weit hin sichtbaren Erfolg der Sozialdemokratie. So lange sich aber im Zentrum noch Leute finden, die für die sozialdemokratischen Angriffsformationen der Berufsvereine und ihre Anerkennung schwärmen, während gerade das Zentrum berufen wäre,

gegen die Sozialdemokratie Stellung zu nehmen, ist vom Reichstage nichts zu erwarten. Man kann das bedauern von der Anschauung aus, daß Repressivmaßnahmen gegen die Sozialdemokratie ein Puffer zwischen dem Staat und den extremen Parteien, zugleich aber auch dazu angetan wären, vielen blinden Mitläufern die Augen zu öffnen. Gewiß! Aber um solche Puffer zu schaffen, braucht man eben eine Majorität, so lange man innerhalb des Rahmens der Verfassung bleiben will. Außerhalb dieses Rahmens zu handeln, kann ja notwendig werden, denn es gibt eine Linie, über die hinaus der Staat die Sozialdemokratie nicht vordringen lassen darf und wird. Die Rede des Grafen Bülow hat bewiesen, daß er bei aller humanen Auffassung, die er auch in der Politik bekundet, doch diese Möglichkeit nicht außer acht läßt. Sie zu vermeiden, so lange das Interesse des Staates es erlaubt, ist seine Pflicht. Aber er ist ganz und gar nicht gewillt, bei der Sozialdemokratie und sonst im Lande die Ansicht aufkommen zu lassen, als ob es für ihn kein „bis hierher und nicht weiter!“ gäbe. Wer das glaubte oder andre glauben machen wollte, hätte die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Die Reichsfinanzfrage. Im Reichstage ist diese an den großen Redetagen recht kurz gekommen. Für die Sache war das jedenfalls kein Nachteil, und der Reichsschatzsekretär dürfte damit ganz zufrieden gewesen sein, zumal da irgend ein neuer Gedanke doch nicht zu erwarten war. Es hat auch gar keinen Zweck, sich in dieser Frage gegenseitig noch irgend etwas weis zu machen. Unter „Finanzreform“ ist in einem Bundesstaat, der neben und über seinen souveränen Gliedern seinen eignen Haushalt führt, in der Hauptsache schwerlich jemals etwas andres zu verstehen als eine Vermehrung der Reichseinnahmen. Denn der reformatorische Teil: Beseitigung der verfassungswidrigen Frankenstein'schen Klausel ganz oder teilweise und Verbesserung des in seinem Wortlaut zum Teil recht unbequemen Artikels 70 der Verfassung, trifft weit mehr die Finanzverwaltung als die Einnahmen. Die Verwaltung wird übersichtlicher und bequemer, aber eine Vermehrung der eignen Einnahmen des Reichs in einem den Bedürfnissen entsprechenden Umfange wird dadurch nicht herbeigeführt. Nur das Rechnen mit künstlichen Überschüssen und das umständliche Hin- und Herschieben großer Summen zwischen der Reichshauptkasse und den Zentralkassen der Einzelstaaten wird eingeschränkt, leider noch nicht beseitigt. Es bleibt ein widersinniges Verhältnis, daß das Reich irgendwelche Beträge an die Einzelstaaten auszahlt, so lange diese für den Reichsbedarf alljährlich noch mehr zulegen müssen. Hier stehn sich zwei alte Gegensätze gegenüber, die nun schon nach Jahrzehnten zählen. Eine wirkliche Erhöhung der Reichseinkünfte ist und bleibt nur durch erhöhte Besteuerung von Bier und Tabak erreichbar. Alles, was dagegen vorgebracht worden ist und noch vorgebracht werden wird, ist graue Theorie oder Wahlmache. Beim Bier kann man allenfalls noch über die Besteuerung eines „Nahrungsmittels“ räsonieren, obwohl immerhin ein recht beträchtlicher Teil der Deutschen entweder kein Bier oder so wenig trinkt, daß die Erhöhung der Steuer diesen alljährlich kaum wenige Mark kosten würde. Wer mehr trinkt, kann auch mehr zahlen. Die Erhöhung der Abgaben braucht aber auch gar nicht auf den Biertrinker abgewälzt zu werden, man könnte eine Erhöhung der Bierpreise als Ausgleich für die Steuer sogar im Gesetz verbieten. Denn die Brauereien und die Pächter der Ausschankstellen verdienen so reichlich, daß die Steuer sehr gut auf die Fabrikation gelegt und von dieser getragen werden kann. Heutzutage trinkt jeder „richtige“ Maurer auf dem Bau seine vier bis sechs Flaschen Bier, das ja meist in größern Mengen angekauft wird, und in Bayern ist der Bierholer eigentlich den ganzen Tag unterwegs. Es ist absolut nicht einzusehen, weshalb ein so bedeutender Konsum nicht zu einer höhern Abgabe herangezogen werden soll, von der auf den Liter Bier doch nur ein minimaler Bruchteil entfällt.

Der Tabak ist überhaupt nicht Nahrungsmittel, sondern ausschließlich Genußmittel, obendrein nur für einen geringen Bruchteil der Bevölkerung, nämlich für den

männlichen Bruchteil, der überhaupt raucht. Weßhalb dieser Teil der Deutschen, der einen Teil seiner Einkünfte zum Vergnügen in die Luft paßt, nicht eine Abgabe auf Tabak vertragen soll, ist doch ganz unverständlich. Auch in der Tabakbranche verdient die Produktion hinreichend so viel, daß sie eine Mehrauflage tragen könnte. Man bedenke nur, wieviel überflüssiges Geld allein für die Ausstattung der Zigarren- und Zigarettenkisten usw. ausgegeben wird!

Um diese beiden so rationellen Steuern zu verhindern, werden Vorschläge gemacht, deren Durchführung Form und Wesen der Reichsverfassung auf den Kopf stellen müßte. In eine Reichseinkommensteuer wird schwerlich jemals ein deutscher Einzelstaat willigen, Preußen gewiß am allerletzten. Es wäre auch fraglich, ob es vom Reich klug getan wäre, mit direkten Steuererhebungen in den Bundesstaaten herumzulaufen oder sie durch diese auf seinen Namen ausführen zu lassen. Nichts wäre geeigneter, den Reichsgedanken unpopulär zu machen und allen Unwillen, alles Unbehagen auf das Reich abzuschieben, als wenn in jedem Dorfe der Reichssteuerezzettel präsentiert würde. Und dazu dann noch der tiefe Eingriff in die Finanzhoheit der Bundesstaaten nicht nur, sondern in deren ganzen innern Organismus, der notgedrungen mehr und mehr davon berührt werden würde! Eine Reichseinkommensteuer wäre eine so unitarische Maßregel, daß schon aus diesem Grunde alle Bundesstaaten ihr principiis obsta! rufen würden. Es wäre der Beginn der Aufsaugung. Eine Reichserbschaftsteuer könnte ein Nothelfer sein, aber auch da ist noch kein brauchbarer Vorschlag gemacht worden, wie die Einzelstaaten für diesen Ausfall ihrer Einnahmen entschädigt werden sollten. Soll sich das Reich aber mit einem Zuschlage begnügen, so müßte zunächst durch Reichsgesetz die Einführung einer gleichartigen Erbschaftsteuer in allen deutschen Staaten ausgesprochen werden, und der Ertrag würde dann doch ziemlich gering ausfallen. Somit ist immer wieder das ceterum censeo, daß sich das Reich seine Einkünfte auf den Gebieten sucht, die ihm verfassungsmäßig gehören. Ob das für alle Zeiten ausreichen wird, ist eine andre Frage, vorläufig würde es aber noch auf längere Zeit hinaus genügen. Je mehr die Massen an den Ausgaben des Reichs partizipieren, zum Beispiel an den Ausgaben für Versicherung, um so gerechtfertigter ist es auch, die Einkünfte durch höhere Besteuerung des Massenkonsums entsprechend zu erhöhen. Ein drittes gibt es nicht, und aller Agitation braucht nur der Hinweis auf die so viel stärkere Besteuerung entgegengehalten werden, die die Sozialdemokratie für ihre Parteizwecke den Arbeitern auferlegt.

8



Meine Grünen und ich. Wenn dieses Heft in die Welt hinausgeht, hat wieder ein Jahr seinen Kreislauf beschloßen, und es ist das fünfundzwanzigste mit ihm vergangen seit dem Tage, wo ich die Leitung der Grenzboten — damals in Verbindung mit Gustav Wustmann — selbst in die Hand genommen habe. Im Fluß der Zeiten gibt es kein Halten und keinen Einschnitt; die Tage gehn gleichmäßig hin über Sommer und Winter, über Werden und Vergehen, über die Schicksale des Menschenlebens; nichts kann ihren Lauf beschleunigen oder hemmen. Unablässig rinnt der Zeitstrom der Ewigkeit zu, ohne sich um das zu kümmern, was hinter ihm ins Dunkel zurückinkt. Und doch stehn für jeden Menschen, der seine Strecke Wegs von ihm dahingetragen wird, Merksteine am Ufer des Lebens zwischen den beiden Punkten, wo er zu dem Tage seines Erden-daseins erwacht ist, und wo er die Augen wieder schließt. Danach mißt er seinen Weg, hier hat er seine Ziele gesteckt, nach denen er strebt, und hier hält er bisweilen im Geiste still und schaut auf die Strecke zurück, die er durchgemessen hat.

So darf auch dieser Tag des Abschlusses in einer sich immer gleich bleibenden Arbeit einen Augenblick der Ruhe bedeuten, wo das Auge zurückfieht auf das, was getan und was erreicht worden ist.

Es hat eine große Summe von Arbeit geleistet werden müssen. Sieben Jahre (vom Oktober 1841 bis zum Juli 1848) hatte Kuranda die Zeitschrift herausgegeben, zuletzt mit Julian Schmidt als Gehilfen; vom Juli 1848 an hatte sie dann dieser bis 1861 mit Freitag zusammen geleitet, von da an Freitag allein mit wechselnden Hilfskräften bis Ende 1870, also dreiundzwanzig Jahre, und ihm folgte bis Ende 1878 Hans Blum. Die Schicksale der Zeitschrift in diesem langen Zeitraume sind in einem Erinnerungsheft erzählt worden, das bei ihrem fünfzigjährigen Jubiläum, am 1. Oktober 1891 erschienen ist. Seit 1879 gibt sie nun ihr Verleger selbst heraus.

Die Grenzboten haben manche Wandlungen durchgemacht; es ist auf und ab mit ihnen gegangen, gute und schlechte Zeiten haben sie erlebt, aber sie haben zähe Lebenskraft bewiesen — wieviele Blätter sind entstanden und wieder verweht, seit sie ihren Stamm getrieben haben —; jahraus jahrein haben sie von neuem ihre grünen Blätter gezeitigt, und in all den vielen Jahren hat jede Woche ihr Heft gebracht.

Ob sich der Leser wohl eine Vorstellung davon macht, was es heißt, das Jahr über jede Woche ein Heft zurechtzumachen, wie es die Grenzboten bringen? Und was es bedeutet, das fünfundzwanzig Jahre lang getan zu haben, oder vollends zweiundsechzig Jahre, wie es nun bei dieser Zeitschrift geschehen ist? Er ist gewohnt, die Hefte als etwas sich selbstverständlich Wiederholendes in Empfang zu nehmen; sie kommen regelmäßig wie der Stundenschlag mit jeder Woche, die ins Land geht, an ihrem gewohnten Tage; sie sehen ihn mit dem ruhigen Auge ihrer Schrift an und sagen ihm, was sie ihm zu sagen haben. Der Leser ist wohl neugierig, was sie ihm diesesmal und vielleicht über dies oder das sagen werden, aber er mag sich nie gefragt haben, wie so ein Heft, und wie gerade dieses so zustande gekommen ist. Er hält die gewohnte Bogenzahl in der Hand, was darin steht, fügt sich natürlich und glatt aneinander, es steht auch alles in der gewohnten Reihenfolge. Aber wieviel Arbeit sich hinter alledem verbirgt, wieviel Überlegung dazu notwendig war, wieviel Unruhe und Hast die Arbeit mit sich brachte, das sieht er nicht. Schon allein das Rechenexempel, das der äußere Umfang der Beiträge aufgibt, verursacht oft schweres Kopfzerbrechen. Die Grenzboten gehören nicht zu den Blättern, die ihre Artikel nach der Elle bestellen: Bitte gefälligst umgehend fünfsoviel Zeilen Reichstags-eröffnung! oder kurzerhand, wenn die Sache nicht paßt, den Schwanz oder den Kopf oder ein Stück aus der Mitte weghacken. Was sie bringen, sind ausgetragne und abgerundete Arbeiten, die sich weder auseinander ziehn noch zusammenpressen lassen. Da muß denn sorgfältig abgewogen werden, was sich auf dem gegebenen Raum zusammenstellen läßt — nicht nur nach dem Umfang, sondern auch nach dem Inhalt: das Heft soll bunt sein und womöglich aus allen Programmgebieten etwas enthalten. Bei wieviel Heften aber kommt es vor, daß plötzlich, nachdem alles schön zusammengebaut war, etwas Eiliges heranfliegt, das keinen Aufschub erleiden kann. Dann wird die schön abgemessene Reihenfolge wieder über den Haufen geworfen, und fast jede Woche bringt solche Überraschungen. Das gibt oft ein qualvolles Hin und Herschieben des Stoffs und eine fieberhafte Arbeit bis zur letzten Minute — bis endlich die letzte Autorenkorrektur ausgeführt ist, auf die oft mit der größten Angst gewartet worden war, bis endlich der letzte Bogen in der Maschine raffelt, und man den Trost hat: Nun kann keiner mehr etwas wollen! Wie oft war man dabei in heller Verzweiflung und in heller Wut über die arme Druckerei, der natürlich bei der Hekterei und dem Durcheinander auch allerhand Menschliches passiert. Es ist manchmal ein Wunder, daß überhaupt ein Heft zur rechten Stunde zustande kommt.

Das gehört zu den äußern Nöten, mit denen der Herausgeber zu kämpfen hat. Daneben gibt es aber noch andre, und eine der größten ist das Ringen mit dem Stoff überhaupt. Es sollen dem Leser nicht alle Redaktionsnöte und Redaktionsgeheimnisse verraten werden, nur das darf ihm anvertraut werden, daß hiermit nicht die Form des Stoffs gemeint ist — das ist eine zu diskrete Angelegenheit —, sondern rein das Ringen mit der Fülle des Segens. Alle Manuskripte, die sich einstellen, haben ja das bringende Bedürfnis, alsbald in Druckerschwärze getaucht zu werden.

Alle haben sie die größte Eile, und alle wollen sie auf einmal in das nächste Heft, keines will es einsehen, daß es hinter dem andern zurückstehn muß, und der Herausgeber hat seine liebe Not mit Geduldpredigen und Bertrösten, bis endlich jedes hat daran kommen können. Aber manchmal dauert das eben lange, und da kann es denn zu einem unheimlichen Gewissensdruck für ihn werden, wenn ihn die Manuskripte im Schrank, die nicht zum Leben gelangen können, mit vorwurfsvollen Augen ansehen, wenn nicht gar mit drohenden. Sie denken nicht daran, daß sie für den Leser an dem Tage, wo sie in dem grünen Kleid in die Welt springen, so neu sind, wie am ersten Tag, wo ihr Verfasser den Strich unter sie gemacht hatte, und daß sie vielleicht schon längst vergessen wären, wenn sie sich nicht gerade erst jetzt zum Genuße böten, wo sie erst recht zeitgemäß erscheinen können.

Die Manuskripte? Sind die ungeduldig und ungebärdig? Der Leser hat es schon gemerkt, daß hier nur durch die Blume gesprochen worden ist, und daß er auf eine besondere Seite des Herausgeberberufs gelenkt werden soll, und zwar auf den Verkehr mit den Mitarbeitern.

Es ist die schönste Seite des Berufs! Nichts macht das Leben so reich und so lebenswert als das Zusammenwirken mit geistvollen Männern, mit denen man sich eins weiß in den Zielen, denen man zustrebt, die man um den einen Mittelpunkt sammelt, seine Grünen, denen sie den Charakter und die Persönlichkeit geben. Nichts ist schöner — aber es ist schwierig! Je näher man seinen Mitarbeitern steht, je mehr sie bedeutende und eigentümliche Persönlichkeiten sind, desto mehr macht man die Erfahrung, daß sie alle — ihre Eigentümlichkeiten haben. Man hat das frohe Gefühl: ein Hirt und eine Herde! wenn man die Fäden in der Hand hält, die alle diese Geister zusammenführen, aber man muß manchmal doch sehr fest zufassen, wenn sich die Fäden nicht lösen oder verwirren sollen, oder wenn man nicht umgerissen werden will. Ich weiß nicht, was sich der Leser für eine Vorstellung von einem Hirten und einer Herde macht. Er hat sie vielleicht nur gelegentlich einmal auf einem Bild oder in der Sommerfrische oder von der Eisenbahn aus an einer Berghalde friedlich weiden sehen, und so wird er sich wohl auch einen Herausgeber und seine Mitarbeiterschaft denken, wenn das Bild vom Hirten und von der Herde gebraucht wird. Meine lieben Freunde werden das Bild hübsch finden, und sich vorstellen, wie sie so über die grüne Au der Feste ziehen, aber heimlich werden sie sich gestehn, daß das friedliche Bild nicht immer den Vorgängen hinter der Bühne entspricht. Was es für Petrus bedeutet hat, als ihm der Herr sagte: Weide meine Lämmer! kann sich jeder denken. Daß auch Böcke unter den ihm anvertrauten Lämmern waren, hat Sankt Petrus bald erfahren — Hans Sachs hat uns berichtet, was für Not der heilige Mann mit einer einzigen Geiß gehabt hat, die er einen Tag lang hüten sollte —; ein schlimmeres Geschick aber ist es noch, wenn man sich als das einzige Lamm unter lauter Böcken fühlt. Das kann dem guten Hirten passieren. Dann aber kann ihn nur, wenn er sie mit gesenkten Köpfen gegeneinander rennen sieht, oder wenn sie auf ihn selbst einstürmen, der Glaube an seine Sache retten: *En! Viridi prato consedit Phoebus Apollo!*

So sind diese fünfundzwanzig Jahre dahingegangen, mit Freuden und mit Mühen. Beide sind unzertrennbar, und beide erneuen sich jeden Tag. Und die Reihe dieser Jahre umschließt fast ein ganzes Menschenleben. Ich war gerade zum Mann herangereift, als ich die Grenzböten in die Hände nehmen mußte, und jetzt stehe ich an der Schwelle des Greisenalters. Damals waren sie ein krankes Bäumchen, das die Blätter hängen ließ, und es hat der rastlosen Arbeit vieler Jahre bedurft, sie wieder zum Gedeihen zu bringen, aber es ist auch dann noch mancher Sturm gekommen, der sie zu entwurzeln drohte.

Es ist seltsam, wie manchmal ein Wort bestimmend auf ein ganzes Leben wirken kann. Der alte Freund meines Vaters, Julian Schmidt, hatte mich, als ich noch jung war, einmal darauf hingewiesen, wie ein Verleger führend und lenkend auf das geistige Leben des Kreises, in den er gestellt sei, einwirken könne, und daß das seine vornehmste Aufgabe sei. Er hatte damit einen Stachel in

mein Herz gesetzt, denn den Mann, den er mir als Beispiel vorgehalten hatte, glaubte ich hassen zu müssen. Damals spornte mich das eine leidenschaftliche Gefühl: Du darfst nicht unterliegen! Es handelte sich bald darum, daß die Grenzboten um ihr Leben zu kämpfen hatten — sie durften nicht zugrunde gehn; es durfte denen nicht gelingen, denen ihr Untergang erwünscht gewesen wäre, diesen herbeizuführen, sie mußten aufrechterhalten bleiben, zu Ehren meines Vaters. Von solchen Gefühlen wurde ich anfänglich vorwärts getrieben, und dazu gesellte sich nach und nach die Erkenntnis, welche Aufgabe die grünen Feste erfüllen könnten, und daß sie eine Sache seien, die wert wäre, für sie zu leben.

So sind sie meine Lebensarbeit geblieben, und wenn es auch vielfach eine harte und aufreibende Arbeit war, die mich nicht reich gemacht hat, so habe ich meine Befriedigung darin gefunden, daß sie nützlich gewesen ist. Mein Leben haben die Grenzboten doch reich gemacht, durch die geistige Anregung, die ich durch sie empfangen habe, durch die Freude am Schaffen und Wirken, und durch die Freunde, die sie mir zugeführt haben. Es ist ein ungeheurer Schatz geistiger Arbeit, was die Reihen dieser Bände, die ich vor mir stehen habe, bergen. Wieviele bedeutende und hervorragende Männer haben zu ihrem Inhalt beigetragen, wieviele an der Mitarbeiterschaft ihre literarischen Sporen verdient! Und das Wunderbarste dabei ist, daß die Zeitschrift durch alle die vielen Jahre, über Generationen hinweg, ihre Frische und ihre Kraft bewahrt hat. Sie ist noch so jung wie an ihrem ersten Tage. Das aber liegt daran, daß sie nicht eine Ablagerungsstätte von Gelegenheitsvorträgen und dergleichen ist, sondern daß ihre Beiträge aus dem Leben heraus und für das Leben geschrieben sind, aus dem Drange zu nützen und zu belehren, für eine gute Sache zu wirken. Zu allen Zeiten waren viele, die mit Leib und Seele „Grenzboten“ waren — und mit Ernst! Das war die Hauptsache! Ob im einzelnen einmal geirrt wird, darauf kommt so viel nicht an, wenn nur das eine vorhanden ist: ehrliche Überzeugung und der Wille zum Guten. Nach dem billigen Ruhm und dem verächtlichen Erfolg des Skandals, des Klatschs und der Pikanterie haben die Grenzboten und haben ihre Mitarbeiter nie getrachtet. Ihr Weg geht auf den Höhen, die über der Gemeinheit ragen. So war es, und so soll es bleiben. Was mir die Arbeit froh gemacht hat, war das Bewußtsein: wir haben die Besten für uns.

Und so schaue ich, wie ich dieses Blatt als das letzte zu den vielen lege, die diesen zweiundsechzigsten Jahrgang füllen, dankbar auf die vergangne Zeit zurück und vertrauend in die Zukunft. Es ist mir dabei, als zöge ich einen Vorhang vor meine Jugend und meine Mannesjahre. Aber wenn der Lebensweg jetzt auch abwärts geht: das weiß ich, daß mein Herz jung bleibt, solange es schlägt, jung in dem Gefühl für das, was es als groß und schön, als wahr und gut erkannt hat. Und dafür werde ich mit meinen Grünen kämpfen, solange mir Gott die Kraft gibt: zur Ehre des Vaterlandes, zur Ehre des Namens meines Vaters, der auch der meines Sohnes ist, dem ich dieses Rüstzeug erhalten möchte — für Kaiser und Reich!

J. Grunow

